

Klaus Herding

La meilleure mémoire est une mémoire fictive

Zum Problem der Rekonstruktion des Berliner Stadtschlusses

Die Gegenargumente sind bis zum Überdruß bekannt. Zu teuer, reaktionär und einfalllos sei das Projekt, das Berliner Stadtschloß wiederzuerrichten. Und was würde man da bauen? Ein Phantom doch nur, da die skulpturale Außenzier und die erlesene Innendekoration ohnehin verloren sind. Eine falsche Idylle entstünde, das historische Geschehen – der durch Deutschland entfesselte Krieg, der das Schloß ausbrennen ließ, und die Niederlegung der Ruine durch die DDR, doppelte deutsche Schuld also – würden mit dem Aufbau hinweggewischt und der Erinnerung entzogen, anti-aufklärerisch sei folglich der Gedanke an eine Rekonstruktion, schierer Prunk auch, wenn nicht gar die Sehnsucht nach König und Kaiser, kurz der unselige Usurpationsgeist Preußens damit wiedererweckt werde. Eine denkmalpflegerische Aufgabe sei das Projekt ohnehin nicht, die Bausubstanz nun einmal getilgt; nur ein verfehelter Wille zur Macht könne solchen Plänen zugrunde liegen. Und neue Zerstörung sei damit verbunden: Der Palast der Republik müßte dem nachgebauten Stadtschloß weichen. Fazit: Was gewesen ist, ist gewesen – laßt die Toten die Toten begraben.

Selten wurden ideelle und materielle Gründe derart massiv gegen eine Überlegung ins Feld geführt, die auf den ersten Blick so rückwärtsgewandt wirkt, daß jeder kritische Geist glaubt, sich mit Abscheu dagegen wenden zu müssen. Mir scheint diese Abwehr indessen vorschnell und historisch allzu eng gedacht.¹

Die Rekonstruktion eines solchen Gebäudes fast ex nihilo ist keine primär denkmalpflegerische, sondern vor allem eine politische Frage. Gute Politik mißachtet die Geschichte nicht, und Großmachtbestrebungen kann man nicht durch Leugnung historischer Wurzeln begegnen. In Deutschland, vor allem in der alten Bundesrepublik, wurde dieses Traditionsbedürfnis mit Füßen getreten; auch in Berlin ist nach dem Zweiten Weltkrieg mehr zerstört worden als während des Krieges selbst. Das Schloß selbst wurde bekanntlich von der DDR-Regierung aus Angst vor einer ›falschen‹ Tradition geschleift.

Dieser Angst vor einer ›falschen‹ Tradition hängen auch viele derer an, die sich gegen die Rekonstruktion jetzt wenden. Ihr Widerstand mag verständlich sein, doch liegt ihm ein allzu einseitiges Bild zugrunde, das jene liberalen, aufgeklärten Seiten des preußischen Staates unterschlägt, welche die Preußen-Ausstellung 1981 so eindrucksvoll dokumentiert hatte. Und Schlüters braucht sich niemand zu schämen. Im übrigen kauft man mit der Rekonstruktion nicht automatisch das Weltbild des Erbauers oder des Bauherrn ein. Ein solches Denken wäre einem magischen Kunstbegriff verhaftet. Gab es etwa bei der Rekonstruktion des Warschauer Schlosses einen vorausseilenden Protest, genährt von der Furcht, dort könnten wieder absolutistische Fürsten einziehen?

Die Angst vor dem Geist der Vergangenheit zeigt aber auch, daß der politisch-symbolische Aspekt nicht der einzige ist. Es geht um Wiedererrichtung, um die – durchaus simulierte und als Simulation zu kennzeichnende – Evokation eines weltbedeutenden Stadtkerns. Nicht das Schloß allein, sondern ein urbanistisches Feld erster Qualität wäre durch die Verweigerung der Rekonstruktion endgültig bedroht. Man hat sich in der gesamten Debatte allzusehr auf das Schloß allein fixiert. Doch die Umgebung des Schlosses ist zum größten Teil erhalten geblieben, ob in ursprünglicher Form oder rekonstruiert. Wer (außer wenigen Fachleuten) sieht es heute dem Prinzessinnenpalais, dem Zeughaus, der Schloßbrücke, dem Alten Museum, dem Lustgarten oder dem Dom an, wieviel Prozent der ursprünglichen Bausubstanz sie noch enthalten? Diese Bauten spielen ihre Rolle und bieten dem hochversehrten, ruhelosen Berlin ein paar Atemzüge der Ruhe – ohnehin durchtost von permanentem Verkehrsstrom. Eine Idylle wird nie daraus, auch dann nicht, wenn die unfreiwillige Horten-Apotheose, das DDR-Außenministerium, endlich fallen und Schinkels Bauakademie rekonstruiert werden sollte. Aber diese urbanistische Zone steht und fällt mit ihrem Kern, dem Schloß.

Wenn die Simulation der Schloßfassade von 1993 eines gezeigt hat, dann dies: Die urbanistische Situation, das Leben des ganzen Gebiets hängt ab von der Bebauung der Öde in seiner Mitte, genannt Marx-Engels-Platz. Ein Gebäude muß dort stehen, und die übrigen Bauten erhalten ihre Form und Richtung erst durch einen solchen Mittelpunkt. Warum hätte man einem solchen Komplex, mit beachtlichem Aufwand, sein altes Gesicht wiedergegeben, wenn dem Herzstück seine Gestalt vorenthalten wird? Ich schätze den kontemplativen Memorialwert der Leere gering ein. Wie konnte man sich der Illusion hingeben, der Aufmarschplatz vor dem Staatsratsgebäude in Berlin oder der Parkplatz rings um die Ruine der Dresdner Frauenkirche würden die Besucher eher zur Reflexion über Krieg und Frieden, Schuld und Sühne anregen als eine Rekonstruktion zum Gedächtnis der jeweiligen Bauten?

Aber das Schloßfassaden-Siegel von 1993 hat auch ein zweites verdeutlicht: Die Traufhöhe des Stadtschlusses ist unverzichtbar; sie wirkt als wohltuendes Korrektiv, sie erst setzt die Bauten (trotz der störenden Proportionen des Doms) in ein Verhältnis zueinander, gibt dem Ambiente jene Gelassenheit, ja Bescheidenheit wieder, die das alte Berlin noch in seinen repräsentativen Bauten ausgezeichnet hat – eine Tradition, die durch Schinkel bis weit ins 19. Jahrhundert fortgesetzt wurde.

Daraus ergibt sich: Angesichts der verbliebenen Bebauung in der Umgebung des Schlosses und der architektonischen Vorgaben für das Schloß selbst müßte sich jedweder Neubau dem Entwurf Schlüters so anpassen, daß daraus nicht viel Eigenständiges werden könnte – bestenfalls Anpassungsarchitektur, die sich von der Qua-

lität des Ursprünglichen weit entfernen würde. Dies gilt nicht grundsätzlich und bedarf jedesmal einer Einzelfallprüfung: Alt ist nicht schlechthin besser als neu, Rekonstruktion nicht in jedem Falle angemessen. Aber mit dem Herzstück der geschundenen Mitte Berlins sollten wir so bedacht umgehen wie nur irgend möglich.

Freilich ist das Problem noch weit komplizierter. Aus zwei Gründen. Erstens steht hier Erinnerung gegen Erinnerung. Die Erinnerung an das Schloß konkurriert mit der für die meisten Lebenden weitaus konkreteren Erinnerung an den Palast der Republik, einen bestenfalls durchschnittlichen, westlich orientierten Bau, der aber (trotz der abweisenden Fenster) vielen Ostdeutschen ans Herz gewachsen ist. Aus architektonischen Gründen rechtfertigt sich der Erhalt des Gebäudes nicht. Seine Sanierung ist aufwendig. Und das urbanistische Argument entfällt für diesen Bau. Dagegen könnte er, wenn der emotionale Wert tatsächlich so stark ist und die Sanierungskosten aufgebracht werden können, in die Evokation des Schlosses möglicherweise sogar einbezogen werden; die Wiedererrichtung der rückwärtigen Renaissanceceile steht nicht zur Debatte. Damit würden, wie einst im Baukörper des Schlosses selbst, unterschiedliche Epochen und Stile miteinander kohabitieren.

Das andere Problem ergibt sich aus dem skulpturalen Charakter der Schloßportale und des Schlüterhofes. Hier wird man, ausgehend von der anschaulichen Qualität des am Staatsratsgebäudes erhaltenen Portals, zu Kompromißlösungen finden. Hat nicht gerade Tilmann Buddensieg, der im »Spiegel« die Schwierigkeit, die von Skulpturen bestimmte Schloßfassade wiederzuerrichten, überscharf beschrieben hat, als Vorsitzender des Deutschen Kunsthistorikerverbandes 1970 öffentlich die Notwendigkeit beschworen, architektonische Vergangenheit anschaulich zu bewahren – in dem einprägsamen Bilde, daß künftige Generationen noch mit den Fingernägeln die Spuren des Berliner Schlosses aus dem Boden kratzen würden?²

Aber man wird dem Bedenken, daß Schlüter und Permoser nicht historisch getreu zu rekonstruieren seien, grundsätzlich begegnen müssen. Gegen die hiesige Fixierung auf Authentizität war mir die Gelassenheit, mit der andernorts historische Substanz evoziert und simuliert wird, eine lehrreiche Erfahrung. Was ist denn »wahrer«, so fragt man sich in den »Renaissance«-Sälen, die in den 20er Jahren in Los Angeles erbaut wurden – ein heruntergewirtschaftetes, seiner Bestimmung entfremdetes »authentisches« Monument oder das einer kontemplativen Bestimmung zugeführte Erinnerungsmal, das sich eines vergangenen Stils als Würdeformel bedient? Etwas Surreales haftet einer solchen Kreation freilich an. Aber Surrealismus ist für mich nicht angstbesetzt. Architektur lebt vom Entwurf des Architekten; die Ausführung ist technischer Natur und prinzipiell reproduzierbar. Die Frage, ob dies überall zulässig ist, stellt sich in Berlin gar nicht erst, weil die Rekonstruktion hier mit dem alten, angestammten Ambiente zusammenwüchse.

Worauf es also ankommt, ist dies: mit Vernunft und Würde ein städtebauliches Ambiente wenigstens soweit zu rehabilitieren, daß seine Strukturen nachvollzogen und bedacht werden können. Die Simulation ist in diesem, nicht beliebig übertragbaren Fall die authentischere Lösung. Ich akzeptiere zwar den Einwand, man müsse die Zerstörung eben hinnehmen und verarbeiten. Wenn aber ohnehin gebaut werden muß – und darin ist man sich wohl einig, daß es ein städtebauliches und politisches Unglück wäre, die Öde an dieser Stelle bestehen zu lassen – dann sollte man die Erlebnisqualität des Schloßbezirks nicht durch windige, nachts blau angestrahlte Kolonnaden oder durch griesgrämliche Büroblöcke noch weiter vermindern. Die in

der Schloßausstellung 1993 vorgeführten Alternativen (Ben van Berkel, Klaus Theo Brenner, David Chipperfield, Yves Lion, Hans Kollhoff, Josep Lluís Mateo, Axel Schultes, Peter Wilson) sprachen Bände in ihrer notwendigen Hilflosigkeit, und ich habe auch unter den Gegnern der Rekonstruktion kaum jemanden finden können, der solche Pläne gutgeheißen hätte – selbst skeptische Befürworter sprachen von einem Scheitern.³

Aber dieses Scheitern enthält eine wichtige Einsicht: Das vom NS-Regime angerichtete Desaster ist so groß, daß wir noch immer nicht fähig sind, an solch neuralgischen Plätzen mit gegenwärtigen Mitteln monumentale Architektur zu errichten. Die Rekonstruktion des Schlosses gesteht dieses Desaster ehrlich ein. Und sie regt die Phantasie, das Nachdenken über Geschichte und Gegenwart, stärker an als alle zeitgenössischen Alternativen zusammen. So paradox es klingen mag: Die Rekonstruktion ist in diesem Falle die modernere Lösung. Zugleich aber hat sie den unschätzbaren Vorteil, wie fragmentarisch auch immer, auf Geschichte zurückzuverweisen. Die Geschichte der DDR wäre dadurch nicht etwa vernichtet, sondern integriert, aber es würde nicht ausgerechnet einer der ›westlichsten‹ Bauten der einstigen DDR, der Palast der Republik, auf weitem Felde dominieren. Und Schlüters Berlin wäre wenigstens nachdenklicher Erinnerung wieder zugänglich. Dies hätte auch pädagogisch seinen Sinn. Barockarchitektur und Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts sind für Jugendliche hierzulande böhmische Dörfer. Der deutsche Geschichtsunterricht zwischen Luther und Hitler besteht bekanntlich aus einer einzigen Lücke. Zwar kann diese Lücke auch mit einem so magistralen Beispiel nicht geschlossen werden, aber eines der bedeutendsten historischen Ensembles – gerade auch mit seinen Brüchen und Fehlstellen – als Anschauung und Kritik zur Verfügung zu stellen, könnte eine gewaltige, aufklärende Signalwirkung haben. Eines aber braucht man nicht zu fürchten: Eine neue Demonstration staatlicher Macht. Berlin hat sich seit dem 19. Jahrhundert so divergierend entwickelt, so viele Zentren ausgebildet, daß keineswegs die Gefahr besteht, das Schloß werde als stadtbeherrschender Machtkoloß dominieren. Eher könnte der Schloßbezirk (ähnlich wie die Museumsinsel) als Gegengewicht zum Alexanderplatz und zum Potsdamer Platz die architektonische Vielfalt der Mitte beleben.

Die Rekonstruktion habe ich vorstehend als Simulation bezeichnet. Dies sollte im äußeren Erscheinungsbild auch deutlich werden: Der Verlust des originalen Zustands darf nicht vertuscht werden; aber in einer Art archäologischer Trauerarbeit nur die Fundamente freizulegen, ist nun wirklich zu wenig – nur ein paar Wissenschaftler wären damit bedient. Auf der anderen Seite kann und soll nicht alles aufgebaut werden, was technisch vielleicht möglich wäre. Wenn der Schloßmantel und der Schlüterhof nach den alten Plänen und Fotografien wiedererrichtet werden, sollte es damit sein Bewenden haben. Das städtebauliche Ziel wäre erreicht. Das Innere mag sich nach Flügeln differenzieren, mag Festräume des Bundespräsidenten, Bürgersäle, Ämter und möglichst auch Wohnungen beherbergen (was eine urbane Mischstruktur garantieren und der abendlichen Verödung entgegenwirken könnte, von angeblichen Großmachtträumen ganz zu schweigen). Innenräume aller Art werden in Berlins Mitte ohnehin benötigt. In dieser Hinsicht stellt sich auch die Kostenfrage nicht. Aber dem Platz den Rahmen, und sei es nur bildhaft, wiederzugeben – das sollte möglich sein. Die Kosten wären ohnehin größtenteils privat zu finanzieren. Vielen Zwecken offenstehend, könnte das Berliner Stadtschloß eine integrative

Wirkung ausstrahlen. Wo gibt es eine solche Möglichkeit der Kontemplation und Erinnerung im Zentrum einer vom Leben durchpulsten Weltstadt? Berlin könnte da ein Zeichen setzen, behutsam bewahrend, Neuem sich öffnend. Diese Chance darf man nicht ungenutzt verstreichen lassen.⁴

Anmerkungen

- 1 Zwei Sätze in der »Statt-Schloß«-Ausstellung gaben dieser Abwehr Nahrung. Sie stehen zur Ausstellung insgesamt in so eklatantem Widerspruch, daß sie wohl nur als Grotesken gewertet werden können: »Moderne Herrschaft ist nun mal nicht heilig« hieß es da (als ob frühere es gewesen wären!), und: »Hoffentlich müssen wir keinen 2. Versuch erleben, daß politische Macher sich den Ort der geheiligten Autorität anmaßen.« Wilhelm von Boddien, Vorsitzender des Fördervereins Berliner Stadtschloß, teilte mir auf Anfrage dankenswerterweise mit, daß diese Aussagen nicht seiner Auffassung entsprächen; verantwortlich dafür sei Goerd Peschken. Die Ausstellung unterscheidet sich in dieser Hinsicht vom Katalogtext; vgl. Förderverein Berliner Stadtschloß (Hg.), Das Schloß? Eine Ausstellung über die Mitte Berlins, Ausst.-Kat. Berlin 1993. – Die beste Würdigung der Ausstellung findet sich bei Michael Mönninger: Das Bauwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit/Die Ausstellung über das Berliner Stadtschloß und das Großgerüst sind eröffnet, in: FAZ Nr. 150, 2.7.1993, S. 33.
- 2 Rede zur Eröffnung des XII. Deutschen Kunsthistorikertages, 6.4.1970; in der schriftlichen Fassung (Kunstchronik XXIII, 1970, S. 272) bereits etwas abgeschwächt.
- 3 Vgl. die sehr differenzierte Analyse der zeitgenössischen Entwürfe bei Michael Mönninger: Das Lächeln der Geißeln/Wenn Modernität unzeitgemäß wird: Die Ausstellung »Statt-Schloß« zeigt Neubaulösungen für das Berliner Zentrum, in: FAZ Nr. 153,

6.7.1993, S. 31.

- 4 Ein Nachtrag: Am 21.1.1994 hielt Dieter Bartetzko im Deutschen Werkbund Frankfurt einen Vortrag (»Hinwendung zur Geschichte als Flucht vor Geschichte? Die Rekonstruktionslust der 80er Jahre«), in dem er die Rekonstruktion historischer Bauten als ein spezifisch deutsches Problem, nämlich als Vertuschen unliebsamer historischer Phasen mit dem Ziel einer »Heilung« der Geschichte anprangerte. Was er dagegen aufbot, war der Aufruf zu totalem Rekonstruktionsverzicht, vorgetragen mit allem Pathos der Ehrlichkeit. Aber dieser moralische Rigorismus – auch ein sehr deutsches Phänomen – läuft auf einen Authentizitätsfetischismus hinaus, der berechnete Bedürfnisse nach Identität und Urbanität außer acht läßt. Drei Einwände sind gegen Bartetzkos respektablen Standpunkt vor allem vorzubringen:

1. Es ist nicht einzusehen, daß Aufklärung über NS-Verbrechen nur durch Aufrechterhaltung der von den Tätern provozierten Zerstörungen erreicht werden kann.
2. Die »Fähigkeit zu trauern« übt man weder durch Bewahrung des verheerenden Kahlschlags noch durch eine die Geschichte überdeckende Neubebauung ein.
3. Ein aufgeklärt-kritischer Umgang mit Geschichte hängt nicht primär von Baumaßnahmen, sondern von entsprechendem Schulunterricht ab. Aber eine kommentierende Rekonstruktion lädt eher zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ein als ein von ihr unberührter Neubau.